

Vom Leben und Leiden der Fanny Königsberger aus Bad Ems

von Elmar Ries

Der erschütternde Brief aus dem Arbeitslager Friedrichsseggen vom 25.8.1942

Als ich am 14. Januar 1994 im Stadtarchiv Bad Ems nach der jüdischen



Fanny Königsberger im Jahre 1889, 23 Jahre alt. Foto: E. Dietz.

Geschichte dieser Stadt forschte, legte mir Dr. Sarholz zwei Mappen vor. Nur wenig war es, was man bereits gesammelt hatte. Darunter befand sich aber ein Dokument, das mich sofort packte und nicht mehr losließ: der Brief einer jüdischen Frau aus Bad Ems. Sogleich war mein Entschluß gefaßt, mehr über die Schreiberin dieser Zeilen erfahren zu wollen.

Wer war diese unterschreibende „Dei“?

Ich erfuhr noch im Archiv ¹⁾, daß Frau Fanny Königsberger diesen Brief verfaßt hatte. Fast fünfundsiebzig Jahre hat sie in Bad Ems gelebt und ist am 28.8.1941 zum Arbeitslager Friedrichsseggen bei Oberlahnstein transportiert worden. Genau ein Jahr hat sie dort leiden müssen und am 25.8.1942, drei Tage vor ihrer Deportation zum Kon-

zentrationlager Theresienstadt, den von mir vorgefundenen Brief geschrieben.

Wie war dieses außergewöhnliche Schreiben in das Archiv von Bad Ems gelangt?

Ich fand den Vermerk, daß Frau Edith Dietz, geborene Königsberger, den Brief von ihrer Tante am 9. November 1993, dem 55. Jahrestag der Reichspogromnacht, der Stadt Bad Ems übergeben hatte. Edith Dietz hatte am gleichen Tage - innerhalb der Gedenkreihe des Rhein-Lahn-Kreises ^aGegen das Vergessen - aus ihrem neuen Buch ^aFreiheit in Grenzen vorgelesen.

Ich nahm schriftlich Kontakt zur ebenfalls in Bad Ems geborenen und nun in Karlsruhe wohnenden Autorin auf ²⁾; ich äußerte meine Absicht, über ihre Tante schreiben zu wollen, um die Erinnerung an sie lebendig zu erhalten. Gleichzeitig bat ich Frau Dietz, mir die dazu notwendigen Dokumente, Fotos und Informationen zu senden. Sie rief mich daraufhin an und teilte mir mit, daß sie bereit sei, zu mir zu reisen, um gemeinsam ein Interview aufzunehmen. Damit war ich sehr einverstanden

³⁾. Sie erklärte mir zudem:

„Schon als junges Mädchen wollte ich immer ein Buch über meine Tante, die für mich wie eine zweite Mutter war, schreiben; aber es ist mir nie gelungen.“

Am 11. Februar 1994 reiste sie mit ihrer Schwester Irmgard Jourdain nach Koblenz. In meinem Hause in Osterspai führte ich mit Frau Dietz das nachfolgende Gespräch. Sie hatte neben den Fotos von ihrer Tante noch die eigene unveröffentlichte Schrift ^aDie Kugel - ein Mädchen und der Brief mitgebracht ⁴⁾.

Das Vorwort dieses privaten Heftes verrät:

„Der Brief, er wurde am 25.8.1942 in Friedrichsseggen geschrieben, dem Ort, wohin alle Emser Juden gebracht wurden, bevor sie mit den anderen aus der Umgebung nach Theresienstadt verfrachtet wurden. Es war ein Abschiedsbrief, gerichtet an ihre beste „arische“ Freundin, Frau Johanna Nowack, Bad Ems, Römerstr. 9. Tante Nowack, wie wir, meine Schwester und ich, sie nannten, gab mir diesen Brief 1946, kurz vor ihrem Tod, als ich das erste Mal wieder in Bad Ems war. Ich fand damals nicht die Kraft, ihn zu lesen und versteckte ihn unter meinen Akten. Später vergaß ich ihn.“

Jetzt, nach 50 Jahren, habe ich ihn wieder gefunden. Auch diesmal ließ ich ihn zuerst stundenlang liegen, bis ich den Mut fand, ihn zu lesen. Nun bin ich fast so alt, wie meine Tante damals, als man sie deportierte.

Die Briefschreiberin war Fanny Königsberger, die wesentlich ältere Schwester meines Vaters, am 16.9.1866 in Bad Ems geboren. Sie war eine ungewöhnliche, sehr intelligente Frau, die sehr viel las und die französische und englische Sprache beherrschte.



Edith Dietz, geb. Königsberger. Foto: E. Dietz.

Zur gleichen Zeit, als meine Tante zusammen mit unseren anderen Verwandten, den Geschwistern und meiner Mutter, Flora Jessel, geb. 1886, und Louis Jessel, geb. 1872, den

Marschbefehl in den Tod bekamen, waren meine Schwester Ilka und ich auf der Flucht, auf dem Weg in die Freiheit.

Und in dieser Freiheit, im Herbst oder Winter 1942, nach dem Verlust der Familie und auch der Heimat, da mußten wir die Vergangenheit verdrängen, um zu überleben.

Ich flüchtete mich damals wahrscheinlich in das Märchen. Dort gab es ein Wiedersehen nach dem Tod.“

Der Ort des Briefes von Fanny Königsberger

Am 25. August 1942 hatte Fanny Königsberger ihren verzweifelten Abschiedsbrief aus Friedrichsseggen geschrieben.

Was wissen wir von diesem Ort, an dem die jüdischen Mitbürger von Bad Ems und ihrer weiteren Umgebung als Zwangsarbeiter isoliert in einem Lager mindestens ein Jahr fristen mußten?

Wie hat sich die inzwischen 75jährige Fanny Königsberger, die aus einem kultivierten und wohlhabenden Haus stammt, dort gefühlt?

Als geeigneten Ort für die Zusammenführung der jüdischen Mitbürger vor ihrer endgültigen Deportation in die Vernichtungslager fanden die Nazis das Tagschachtgelände oberhalb von Friedrichsseggen, in dem bis 1913 Erz abgebaut worden war. Dort hatten danach ärmere Schichten der Bevölkerung gewohnt, die nicht in der Lage waren, Miete zu zahlen. Entsprechend primitiv waren die hygienischen Verhältnisse in den vier Wohnblocks mit je sechs dürftigen Wohnungen⁵⁾.

Die Toiletten befanden sich außerhalb der Häuser, die auch kein fließendes Wasser hatten⁶⁾.

Nachdem man den jüdischen Menschen ihre eigenen Wohnungen und Häuser weggenommen hatte, mußten sie nun die elenden Behausungen auf eigene Kosten herrichten. Kaum einer der Lahnsteiner Geschäftsleute wollte ihnen helfen, die teilweise unbewohnbaren Zustände zu beseitigen - oder hatte die Zivilcourage dazu. Ein Geschäftsmann mußte extra aus Koblenz kommen, um auszuhelfen⁷⁾.

Etwa 60 Personen, es waren in der Mehrzahl Frauen und ältere Menschen, mußten ab Juli 1941 dort hausen. Sie waren gezwungen, hart und bei dürftiger Kost in den Friedrichsseggener Ton- und Klinkerwerken von morgens bis abends zu arbeiten; das Streichen von

Ziegelsteinen war eine besondere Aufgabe für sie. Zwangsarbeit war auch in der ehemaligen Baer'schen Schrotthandlung in Friedrichsseggen zu verrichten, bis diese geschlossen wurde.

Einen besonders weiten Weg hatten täglich die jüdischen Zwangsarbeiter zu ihrer Arbeitsstelle zurückzulegen: Tagschacht - Kölsch Loch - Neue Welt - Friedrichsseggen. Er war 4 km lang und hatte einen Höhenunterschied von 120 Metern⁸⁾.

In Friedrichsseggen wäre eine Abkürzung der Strecke möglich gewesen; die Einheimischen überquerten einfach die Geleise. Das aber war den Zwangsarbeitern streng verboten; ihnen war ein erheblicher Umweg vorgeschrieben. Am Morgen mußten sie singend, um jede Unterhaltung zu unterbinden, ins Tal hinunterziehen⁹⁾.

Dieser Hinweg dauerte 45 Minuten lang. Am Abend stiegen die Ermatteten eine Stunde lang bergauf. Bei Dunkelheit mußte ein Zwangsarbeiter eine Laterne voraustragen. Die Einwohner von Kölsch Loch und der neuen Kaserne steckten den geplagten Menschen gelegentlich etwas zu essen und zu trinken zu¹⁰⁾.

Schwieriger war an manchen Tagen der Marsch durch Friedrichsseggen. Oft wurden dort die jüdischen Bürger von Einheimischen lauthals mit „Dreckjuden“, „Saujuden“ oder „dreckiges Judenpack“ angepöbelt, was die Überlebende Hilde Emmel noch in schmerzhafter Erinnerung hat¹¹⁾.

Menschliche Dramen spielten sich in Friedrichsseggen ab. Es kam zu der Selbsttötung eines Verzweifelten. Sogar einen Achtzigjährigen aus Weyer hatten die Schergen des Unrechtssystems dorthin verschleppt; er starb nach weniger als einem Monat Aufenthalt am 14. Dezember 1941¹²⁾.

Eine unwürdige Lebenssituation hatte man diesen jüdischen Opfern zugemutet und sie arbeitsmäßig ausgebeutet. Es fehlte an ausreichenden Lebensmitteln, so daß vor allem die Juden, die keine Lebensmittelkarten erhielten, auch hungern mußten. „Privilegierte“ Juden, die mit einem „Arier“ verheiratet waren, hatten es da etwas besser.

Wie trostlos und entwürdigend muß dieses Leben für die stolze und gebildete Fanny Königsberger gewesen sein, die ihr Leben lang an gute Verhältnisse in Bad Ems gewöhnt war! Wie bitter war es für sie, ihren Lebensabend in dieser Isolation verbringen zu müssen - kommandiert, schikaniert,

verhöhnt und womöglich noch geschlagen von fanatischen Nazis.

Wie groß muß ihre Angst vor dem Terror des damaligen Regimes gewesen sein, den sie ein ganzes Jahr lang hier hat erdulden müssen? Und dabei konnte sie keinerlei Hoffnung auf eine Besserung ihrer Lebensverhältnisse mehr haben.

Interview mit Edith Dietz am 11. Februar 1994 in Osterspai

Elmar Ries: Welche erste Erinnerung haben Sie an Ihre Tante?

Edith Dietz: Die Erinnerung an meine Tante Fanny Königsberger geht bei mir sehr weit zurück; eigentlich genauso weit wie an meine Mutter. Wie diese war auch meine Tante immer anwesend, obwohl sie eine eigene Wohnung besaß, also nicht direkt mit uns zusammenlebte. Schon als ganz kleines Kind fühlte ich mich sehr zu ihr hingezogen und habe deshalb auch oft ihre Begegnung gesucht. Ich bin hinauf in ihre Wohnung gegangen, habe mich



*Fanny Königsberger im Jahre 1882,
16 Jahre alt. Foto: E. Dietz.*

dort aufgehalten und sehr oft bei ihr gegessen.

Als meine Schwester und ich noch ganz klein waren und mit unserem Kindermädchen in Dausenau Schlüsselblumen suchten, banden wir Blumensträuße. Dann habe ich zu meiner Schwester gesagt: „Gib Du der Mutti deinen Strauß, ich gehe rauf und bringe der Dei meinen Strauß.“

Ich habe sie damals, ich weiß auch nicht warum, „Dei“ genannt. Vielleicht



Fanny Königsberger im Jahre 1884,
18 Jahre alt. Foto: E. Dietz.

konnte ich „Fanny“ zunächst nicht sagen; und dieser Name ist ihr das Leben lang geblieben, solange ich mit ihr zusammen war und ich an sie gedacht habe. Auch bei unseren Bekannten hieß sie immer nur Dei.

E. Ries: Sie haben also im gleichen Hause in Bad Ems gewohnt?

E. Dietz: Ja, meine Eltern bewohnten die beiden unteren Stockwerke, und meine Tante lebte im 3. Stockwerk. Das war unmittelbar im Mittelpunkt von Bad Ems - in der Römerstraße 12, gegenüber dem Kursaal. Das Haus heißt heute noch „Germania“, wie es mein Vater getauft hatte.

E. Ries: In welchem Jahr ist Ihr Vater geboren worden?

E. Dietz: Sein Geburtstag war der 3. Oktober 1874, der meiner Tante am 16. September 1866 - beide sind geborene Bad Emser. Sie war die Zweitälteste in der Familie; beide hatten noch



Geschäft 1875-1880 H. Königsberger.
Foto: E. Dietz.

einen Bruder, der 1863 geboren war; er hieß Albert und ist schon mit 49 Jahren gestorben.

Dieser Bruder war ein sehr guter Gefährte für meine Tante; sie haben ein hervorragendes Verhältnis zueinander gehabt. Wenn man sie zusammen gesehen hat, wurden sie fast immer für ein Ehepaar gehalten. Sie waren sehr aufeinander eingestimmt, und der Tod meines Onkels, den ich nicht gekannt habe - er ist 1913 an einem Hirnschlag gestorben -, hat eine große Lücke bei meiner Tante hinterlassen. Er war vielleicht auch ein Grund mit, daß sie nie geheiratet hat, weil sie womöglich nie einen Mann gefunden hat, der ihm ähnlich war.

Mein Großvater, den ich auch nicht gekannt habe, hatte bereits 1864 in Bad Ems ein Geschäft eröffnet. 1875 kaufte er das Haus in der Römerstraße 12 und verlegte es nun dorthin.

Das war nicht mehr in die Zeit gefallen, als die Juden sich nirgends oder nur mit besonderer Erlaubnis niederlassen konnten und keine Grundstücke kaufen durften. Bis 1860/65 hatten sie immer die Genehmigungen von den damaligen Behörden oder Fürstentümern einholen müssen. Sie hatten auch keine Geschäfte eröffnen dürfen und waren noch vollkommen rechtlos gewesen.

Erst in der Zeit, als meine Tante geboren wurde, kam es zur Gleichberechtigung der Juden; sie war aber nicht in allen Ländern gleich verbreitet. Meine Tante wuchs als erste Generation mit dieser Gleichberechtigung der Juden zu den Deutschen auf; und leider Gottes endete ihr Leben mit dieser fürchterlichen Vernichtung. Ihre Generation war also diejenige, in der die Juden überhaupt einmal eine Gleichberechtigung in Deutschland hatten.

E. Ries: Nach den verschiedenen Fotos zu urteilen, war Ihre Tante eine sehr hübsche Frau gewesen. Hat sie nicht verschiedene Verehrer gehabt?

E. Dietz: Ja, das stimmt. Sie sah außergewöhnlich gut aus, hat sich auch immer sehr geschmackvoll gekleidet. Es war ja damals eine ganz andere Mode als heute. Zu dieser Zeit wurden die Menschen noch sehr nach ihrer Kleidung beurteilt. Wer gut angezogen war, gehörte einem besseren Stand an. Ich glaube, daß die Mode damals in Bad Ems eine große Rolle spielte, daß diese Stadt mehr oder weniger sogar eine Modestadt war. Es war die Stadt, in die der Kaiser mit seinem Hofstaat kam; und die Bad Emser waren alle

bemüht, ein gutes Bild abzugeben.

Fast alle Emser haben in dieser Zeit vermietet, und auch meine Großeltern haben während der Sommermonate, wenn der Hofstaat Kaiser Wilhelms in Bad Ems weilte, Zimmer angeboten. Allerdings natürlich nicht an den Kaiser oder die ganz hohen Herrschaften. Aber immerhin hat doch einmal ein Mitglied des Symphonie-Orchesters von Offenbach bei ihnen gewohnt, was mir eine ehemalige Schulfreundin erzählt hat.

E. Ries: Womit hat sie eigentlich Ihren Lebensunterhalt bestritten?

E. Dietz: Mein Großvater besaß das Geschäft, und als er gestorben ist, war sie Miterbin und hatte Anteile am Geschäft und am Haus. Es waren damals noch drei Geschwister; meine Tante als älteste, mein Vater Emil Königsberger und mein Onkel Adolf Königsber-



Fanny Königsberger im Jahre 1886,
20 Jahre alt. Foto: E. Dietz.

ger, geboren am 24. Juni 1878, der Ingenieur geworden und zuletzt Direktor bei der AEG in Berlin war.

E. Ries: Ihre Tante lebte also in einer wohlhabenden Familie?

E. Dietz: Ja, es war eine wohlhabende Familie gewesen. Dazu möchte ich bemerken, daß meinem Vater 1921 - nach dem Tod seiner und meiner Tante Mutter im gleichen Jahre - das Geschäft übergeben wurde. Meine Tante hatte übrigens meine Großmutter vorher aufopfernd gepflegt.

Mein Vater und meine Tante kamen geschäftlich nicht gut miteinander aus, denn mein Vater hat nicht so gelebt, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie hat stets genau gerechnet und ökonomisch ganz anders gedacht als er, der das Geschäft ausbauen und groß aufziehen wollte, der sehr viel Geld hineinsteckte hat. Er hatte eine gewisse Bezie-



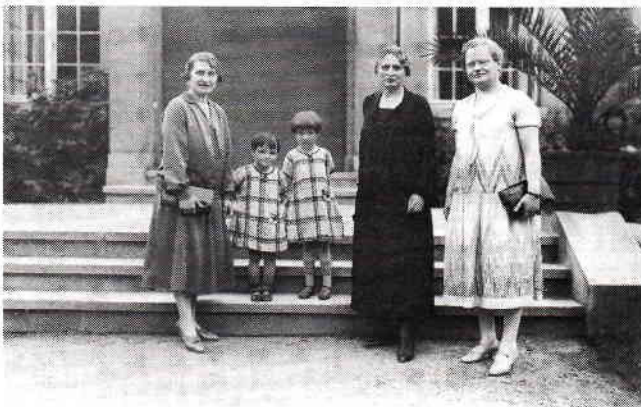
Geschäft H. Königsberger 1925/26, Personal mit Kind Edith Königsberger. Foto: E. Dietz.

hung zum Geld, aber im Grunde hat er mehr ausgegeben, als er einnehmen konnte.

Er wollte immer das, was in Bad Ems neu aufkam, gerne haben. So war er der dritte Autobesitzer in dieser Stadt. Er mußte eine Jagd haben, obwohl ihm das Schießen überhaupt keinen Spaß bereitete; aber weil seine Schulkameraden und seine Freunde alle eine Jagd hatten, so z.B. der Zahnarzt Dr. Brenzing, wollte er auch eine besitzen.

Er hat also umgebaut und die Geschäftsräume groß ausgestaltet, er hat eine Konfektionsabteilung ergänzt. Er hat eine Wendeltreppe konstruieren und einbauen lassen. Diese befindet sich heute auf dem „Konkordia-Turm“ in Bad Ems.

E. Ries: Ihre Tante war also finansi-



1925: Jenny Königsberger, Töchter Irma und Edith, Tante Hedwig (Heidelberg), Schwägerin Flora Jessel (Weilburg). Foto: E. Dietz.

ell realistischer und praktischer?

E. Dietz: Ja, auf jeden Fall. Sie hat niemals über ihre Verhältnisse gelebt. Mein Vater hat das nicht so genau genommen. Mein Onkel in Berlin hat auch sehr ökonomisch gelebt, obwohl er nachher als Direktor bei der AEG sehr viel verdient hat. Er hat die Gelder besser eingeteilt als mein Vater.

Dieser hat zwar noch ein ziemlich

großes Vermögen von meiner Mutter dazu bekommen. Er heiratete 1919; meine Mutter kam aus Weilburg. Ihre Familie hatte dort ein sehr großes Geschäft, das fast schon ein kleines Warenhaus war. Mein Vater hat das ganze Vermögen meiner Mutter in das Geschäft gesteckt. Denn damals haben die Frauen im

Grunde genommen nicht mitplanen dürfen. Meine Mutter hat den ganzen Tag im Geschäft mitgearbeitet und sich deshalb nicht um den Haushalt kümmern können. Dafür hatten wir Personal. Aber die Ausgaben hat mein Vater - so denke ich - auf eigenen Faust vorgenommen. Deshalb gab es öfters Streitigkeiten mit meiner Tante.

Und als es dann nachher im Geschäft schlechter ging - wegen der Inflation, dem untergründigen Boykott schon von 1931/32 an und der späteren Nazis - nahm das meine Tante sehr ernst. Es verfolgte sie bis in den Schlaf. Sie hat auch furchtbar schlecht geschlafen und ständig sehr starke Schlafmittel nehmen müssen. Ich erinnere mich noch an „Phanodorm“, das ich ihr später in Berlin noch besorgen mußte,

als sie es nachher in Bad Ems nicht mehr genügend verschrieben bekam, als die Naziherrschaft eingesetzt hatte.

Mein Vater ist Verpflichtungen eingegangen und hat nicht vorausgesehen, daß sich die Zeiten ändern könnten.

E. Ries: Kommen Sie bitte wieder zu Ihren schönen Erinnerungen an Ihre Tante zurück!

E. Dietz: Ja, meine Tante hat sich sehr viel um mich gekümmert. Meine Schwester hatte da andere Interessen. Sie war erstens 2 1/2 Jahre jünger als ich und hat sich zweitens lieber auf der Straße aufgehalten, um Rollschuhe zu laufen und Schlitten zu fahren. Wir mußten damals nicht so beaufsichtigt werden wie die Kinder heute in einer größeren Stadt wegen des Verkehrs.

Man konnte noch ziemlich frei rumlaufen.

Aber mir hat das weniger Spaß gemacht. Ich bin sehr gerne mit meiner Tante - und das war fast jeden Tag - ins sogenannte „Dorf“ in Bad Ems gegangen, wo wir eingekauft haben, z.B. beim Metzger Salomon. In der Bäckerei bekam ich meistens ein Teilchen oder auch eine Banane, je nachdem, was ich wollte. Dann habe ich sehr gerne bei meiner Tante zu Abend gegessen. Bei ihr hat es mir besser geschmeckt als „unten“, wie ich gesagt habe, bei meinen Eltern. Meistens gab es abends bei ihr Kalbsleberwurst, Schinken, ein Ei oder etwas, was mir eben besser geschmeckt hat. Wenn ich mittags von der Schule kam, ging ich erst unten in die Küche, um zu sehen, was das Personal für meine Eltern gekocht hatte. Dann wählte ich oft Deis Speisen, denn sie konnte sehr gut kochen. Das war in meiner ganz frühen Jugend.

Mittags bin ich mit meiner Tante spazieren gegangen; dann begleitete uns ihr Hund Puck. Wir besaßen auch einen Hund; mein Vater hatte natürlich einen Jagdhund; er hieß Treff. Beide Tiere haben sich nicht vertragen, so daß Treff weggetan werden mußte, wenn Puck die Treppe runterkam. Sonst gab es eine Beißerei.

Während des Spaziergangs erzählte sie mir oft aus ihrer Jugendzeit. Ihr Vater war ein sehr angesehener und religiöser Mann gewesen. Er gehörte dem Vorstand des jüdischen Waisenhauses von Bad Ems an, das es damals gab. Er war auch bei der christlichen Bevölkerung sehr anerkannt gewesen und hat oft für caritative Zwecke gespendet. Mein Großvater hatte auch, soweit ich mich an ihre Erzählungen erinnere, samstags das Geschäft geschlossen. Er hat die Sabbatruhe streng eingehalten. Die Juden sollen ja nach ihrer Religion am Sabbat keinerlei Arbeiten verrichten. Mein Großvater empfand es sogar als eine Provokation, wenn sich am Samstag ein jüdisches Mädchen in den Kurgarten auf eine Bank setzte und eine Decke stickte.

E. Ries: Bei Ihrem Vater war das Geschäft also samstags geöffnet?

E. Dietz: Ja, bei ihm spielte das gar keine Rolle, mein Vater war zuerst Deutscher, dann kam lange nichts, dann war er vielleicht auch mal Jude. Ihm war es auch vollkommen egal, in welchen Religionsunterricht wir gingen. Es mußte nicht der jüdische sein. Als ich am Anfang meiner Schulzeit zu Beginn des christlichen Religionsunterrichts die



Emil Königsberger, Bruder von Fanny Königsberger. Foto: E. Dietz.

Klasse verlassen mußte, beschwerte ich mich zu Hause darüber. Da sagte mein Vater: „Bleib doch auch!“ Meine Mutter dachte da anders. Wir hatten auch eine Zeitlang jüdischen Religionsunterricht.

E. Ries: Welche Einstellung hatte Ihre Tante dazu?

E. Dietz: Meine Tante war damit nicht einverstanden; sie war religiös eingestellt. Aber sie hat ihre Religion immer so gesehen, wie sie diese akzeptieren konnte; das imponierte mir bereits als Kind sehr. Am Freitagabend hat sie die Sabbatleuchter entzündet



Emil und Adolf Königsberger 1915. Foto: E. Dietz.

und irgendein Gebet gesprochen. An Jom Kippur, dem Versöhnungstag¹³⁾, als sie bereits älter war und mein Vater nicht mehr lebte, hat sie noch am Vormittag gefastet.

Dann hat sie mir auch erzählt, daß sie schon als kleines Kind Französisch gelernt hatte. In der Zeit, als mein Großvater das Geschäft hatte, wurden sehr viele Waren auch in französischer Sprache angeboten. Französisch hörte man damals häufig in Bad Ems, auch weil sehr viele Russen dort weilten und so sprachen. Meine Tante wurde öfters als 7/8jähriges Kind von reicheren Familien mit dem Pferdefuhrwerk mitgenommen, damit sie ihnen die Gegend zeigte. Sie sprach ja immerhin schon etwas Französisch. Sie erklärte alles Mögliche; nur das Wort „Fingerhut“ wußte sie nicht, wie sie erzählte.

Sie berichtete auch von dem kranken Kronprinzen, der mit dem Berliner Hofstaat in Bad Ems war, der ja auch 99 Tage an der Regierung gewesen war. Eines Tages ist meine Tante diesem im Badezentrum begegnet; er hat ihr den Arm geboten und sie über die Straße geleitet. Darüber war sie sehr stolz. Das war ja auch ein besonderes Erlebnis für ein heranwachsendes Mädchen.

E. Ries: In welchem Jahr hatte sich diese Episode etwa abgespielt?

E. Dietz: Sie war damals wohl 7 oder 8 Jahre alt gewesen; es war etwa 1873/74.

Dann hat sie erzählt, daß ihre Mutter damals, als Südfrüchte noch sehr selten und kostbar waren, mit ihren drei Geschwistern eine Apfelsine aufteilte; dabei lebte sie in einer begüterten Familie.

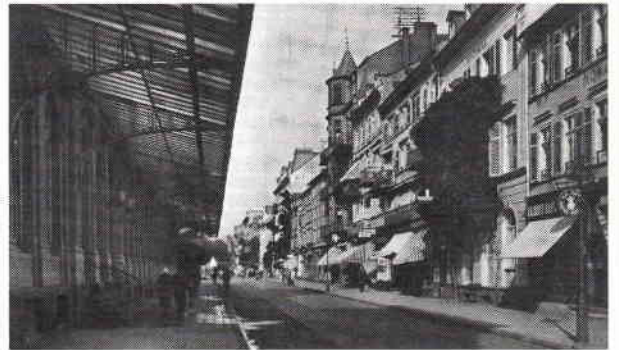
E. Ries: War Ihre Tante zärtlich zu Ihnen gewesen?

E. Dietz: Eigentlich nicht, sie war eine nüchterne Frau, wie ich es eigentlich auch bin. Und doch war ich sehr gern bei ihr. Immer wieder ging ich mit ihr spazieren, auch später noch, als ich schon auswärts lebte und die Nazizeit gekommen war. Auch noch, als man schon Befürchtungen haben mußte, angerepelt zu werden, wenn man in Bad Ems über die Straße ging.

Sie hat mir auch Dinge beigebracht, die in irgendeiner Weise für mich prägend geworden sind, wenn sie auch damals nicht mehr unbedingt zeitge-

mäß waren. Sie hat z.B. gesagt, als ich 11 oder 12 Jahre alt geworden war: „So, jetzt mußt du zu den Mädchen des Personals Sie sagen!“ Ich fand das vollkommen verrückt, aber ich habe es befolgt. So hat sie mir auch beigebracht, sie vorgehen zu lassen, wenn wir ein Geschäft betreten. Sie hat mich auch gelehrt: „Wenn ein Mädchen schon 24 Jahre alt ist und noch keinen Mann hat, ist das sehr schwierig; dann bekommt sie keinen mehr.“ Irgendwie habe ich das mein Leben lang behalten und habe tatsächlich mit 24 geheiratet.

Vieles ist mir von ihr in Erinnerung geblieben. Sie hat z.B. ganz tolle Vassen auf ihrem Klavier stehen gehabt. Sie hat auch sehr gut Klavier gespielt. Sie war recht musikalisch wie meine ganze Familie - außer mir. Damals



Bad Ems 1926, Römerstraße, wo sich das Geschäft H. Königsberger befand. Foto: E. Dietz.

kamen sehr viele Fremde nach Bad Ems. Irgendein Scheich suchte eine kurze Zeit ihre Gesellschaft und wollte sie auch mit nach Arabien nehmen. Er hat ihr erzählt, daß er schon einige Frauen habe. Da hat sie natürlich abgelehnt. Aber dieser Scheich bereitete ihr damals diese wirklich sehr wertvollen Geschenke, welche die Nazis zer schlagen haben.

Ihre große Liebe - das konnte ich aus ihren kleinen Episoden und Andeutungen schließen - war Maurice, ihr Onkel in Paris, gewesen, der wesentlich jüngere Cousin ihres Vaters. Er kam des öfteren zu Besuch nach Bad Ems. Den hat sie anscheinend wirklich geliebt; aber er war verheiratet und hatte eine Familie in Paris. So hatte sie im Grunde gar keine Hoffnung auf eine Änderung gehabt. Deshalb dachte sie vielleicht nie ernsthaft an eine Heirat. Wahrscheinlich wollte sie sich auch nicht unterordnen, um nicht ihr Ich, ihr Selbst, zu verlieren. Zu dieser Zeit wurde ja noch eine starke Unterordnung von der Frau verlangt. Ihr Vater Heinrich Königsberger, der Begründer des Geschäftes, war schon 1903 ge-

storben. So war auch niemand dage-
wesen, der sich um einen Mann für sie
hätte kümmern können. Außerdem
hatte für sie festgestanden, daß sie nur
einen Juden geheiratet hätte, obwohl
sie nicht orthodox, d.h. fanatisch religi-
ös, gewesen war. Sie war aber der
Ansicht, daß die jüdische Religion als
die erste auch die richtige gewesen ist.

*E. Ries: Sie haben berichtet, daß
sie eine persönliche Religiosität ent-
wickelt hatte. Wie kam das zum Aus-
druck?*

*E. Dietz: Sie glaubte fest an den
einen Gott und daß es in jedem klein-
sten Haushalt einen Leitenden geben
müsse, damit Ordnung herrsche. So
könne nicht das ganze Weltall ohne ein
höheres Wesen existieren, das es re-
giert, organisiert und lebensfähig er-
hält. Sie akzeptierte auf jeden Fall eine
übergeordnete Macht. Sie hat auch im
Kleinen gewisse religiöse jüdische Ge-
setze eingehalten.*

*E. Ries: Bitte geben Sie einige Bei-
spiele dafür!*

*E. Dietz: So hat sie am Samstag
nicht gearbeitet, nicht geschrieben;
noch nicht einmal Briefe; wir Kinder
sollten nicht malen und radfahren. Sie
hat nicht genäht und keine anderen
Arbeiten verrichtet. Sie hat den Sabbat
vom Beginn an (Freitagabend) bis zum
Sonnenuntergang am Samstag einge-
halten¹⁴⁾.*

*E. Ries: Was hat sie in dieser freien
Zeit getan?*

*E. Dietz: Sie hat gelesen und ist
spazieren gegangen.*

*E. Ries: Spazierengehen war doch
auch nicht erlaubt?*

*E. Dietz: Doch, nur durfte sie dann
nicht einkaufen und Geld ausgeben
oder so etwas.*

*E. Ries: Dann war aber die Weg-
strecke begrenzt¹⁵⁾.*

*E. Dietz: An die strengen Sabbat-
gesetze hielt sie sich natürlich nicht. So
genau hat sie das nicht genommen.*

E. Ries: Was hat sie gelesen?

*E. Dietz: Sie hat eigentlich dreispra-
chig gelesen: deutsche Literatur, vor
allem viel französische und englische.
Sie war politisch sehr interessiert. Als
Blum damals in Frankreich an der Re-
gierung war, hat sie gesagt, daß sie
das nicht gut finde. Wenn in seiner
Machtstellung etwas passieren würde,
könnte das auf alle Juden zurückfallen,
weil er Jude war.*

Sie hat alles aus dem Blickwinkel
der Juden gesehen, von der jüdischen
Verantwortlichkeit her beurteilt. Sie hat
bedacht, was den Juden geschehen



*F. Königsberger, etwa 1910.
Foto: E. Dietz.*

könnte, wenn einer sich einen Fehler
zuschulden kommen ließe. So hat sie
auch auf dem Fall Alfred Dreyfus, der in
Frankreich so übel verleumdet und
behandelt worden war, ihre Theorien
aufgebaut¹⁶⁾.

*E. Ries: Sie hat also ganz bewußt
als Jüdin gefühlt, viel stärker als ihr
Bruder, der Ihr Vater war?*

*E. Dietz: Ja, ganz gewiß, ohne or-
thodox gewesen zu sein. Sie hat ihr
Judentum anerkannt, ihr Leben von
der Religion her gesehen, was bei mir
anders ist.*

*E. Ries: Ging sie regelmäßig in die
Synagoge?*

*E. Dietz: Nur an Feiertagen, vor
allem an Jom Kippur, dem Versöh-
nungstag. Sonst eigentlich nicht. Sie
hat gesagt: "Du kannst auch zu Hause
beten, wenn du willst."*

*E. Ries: Hat Sie auch mit Ihnen
gebetet?*

E. Dietz: Eigentlich nicht.

*E. Ries: Hat sie religiöse Gegen-
stände in ihrer Wohnung gehabt, z.B.
die Menora?*

*E. Dietz: Ja, nur den siebenarmigen
Leuchter.*

*E. Ries: Hat sie am Freitagabend
die Sabbatkerzen entzündet?*

*E. Dietz: Ja. Das hat sie alleine für
sich getan. Wenn ich gerade oben war,
habe ich teilgenommen. Ich denke, daß
sie dabei leise ein Gebet verrichtet hat,
laut nie.*

*E. Ries: Hat Sie auch die Sabbat-
kerzen mit Rotwein gelöscht?*

*E. Dietz: Nein, sie hat sich an sol-
che Rituale nicht gehalten. Sie hat es
gehalten, wie sie es wollte.*

*E. Ries: Welche Aufgabe hatte sie
im Geschäft?*

*E. Dietz: Früher, als meine Groß-
mutter noch lebte, hat sie sich auch um
das Geschäft gekümmert, hat bedient
und die Leute beraten. Später, als mein
Vater das Geschäft übernahm und es
zu wiederholten Differenzen mit ihm
gekommen war, hat sie sich zurückge-
zogen. Sie war oft von meinem Vater
überstimmt worden, der sich womög-
lich mit seinem Bruder in Berlin abge-
sprochen hatte. Dann war ja auch noch
meine Mutter im Geschäft gewesen,
mit der sie sich gut verstand. Meine
Tante hat schließlich einen gewissen
Betrag aus dem Geschäft bekommen
und mietfrei wohnen können.*

*E. Ries: In welcher Weise hat Ihre
Tante in der Nazizeit leiden müssen?*

*E. Dietz: Meine Tante hat irgendwie
ein bißchen - ich fand das etwas my-
stisch - die Gabe der Voraussehung
gehabt. Schon als die Geschichte an-
fing, hat sie das Schlimmste vorausge-
sehen. Sie hat fast von Anfang an mit
dem Allerschlimmsten gerechnet, was
die Juden betraf.*

*E. Ries: Seit wann? Seit der Macht-
ergreifung 1933?*

*E. Dietz: Ja, aber besonders seit
1937 hatte sie bereits Vorahnungen
vom Untergang. Trotz alledem hat nie-
mand von meinen Verwandten, die
schon ziemlich alt waren, auswandern
wollen, hat sich keiner mit dem Gedan-
ken beschäftigt, Deutschland zu ver-
lassen. Noch nicht einmal mein Onkel
in Berlin dachte daran, der doch sehr
viel mehr Weitblick hätte haben müs-
sen. Meine Tante war ja auch eine
Patriotin, eine glühende Deutsche, ge-
wesen; ich glaube, sie hatte es Deutsch-
land sehr angerechnet, daß sie in ihrer
Jugend die politische Gleichberechtigung
besessen hatte. Sie hatte ja das
Recht erfahren, die Schule und die
Höhere Mädchenschule zu besuchen.
Sie hatte schulisch das erreichen kön-
nen, was damals möglich gewesen war.*

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach,
war sie auf der deutschen Seite gewe-
sen. Als die sogenannte „Greuelpropa-
ganda“ aufkam, was die Deutschen
ihren Gefangenen angetan hatten, hat
sie das überhaupt nicht glauben kön-
nen, weil sie das den Deutschen nicht
zugeutraut hat. Schon früher hat sie
viele politische Bücher gelesen, zahl-
reiche Biographien. Sie interessierte
sich für die deutsche Außenpolitik und
die anderen Länder. Sie saß im Kur-
saal, wo damals die englischen und
französischen Zeitungen ausgelegt

waren, und hat die französische und englische Tagespresse gelesen. Die Leute in Bad Ems haben sie deshalb sehr bewundert. Sie war, denke ich, als junges Mädchen vom Elternhaus sehr behütet worden. Sie hatte andererseits ziemlich früh im Geschäft mithelfen müssen und im Hause, wenn sie Gäste hatte; aber eben als eine höhere Tochter.

Das Aufkommen der Nazis in Bad Ems, worunter sie leiden mußte, und vor allem die spätere Vertreibung aus dieser Stadt, waren für meine Tante ganz entsetzlich. Bad Ems war ja für sie der Inbegriff von allem gewesen. Zwar hatte sie auch andere Städte besucht und kennengelernt; und doch war Bad Ems für sie die Wurzel des Lebens gewesen. Als sie dann von Ems nach Friedrichsseggen vertrieben wurde, war im Grunde genommen ihr Leben schon zu Ende gewesen.

Ich hätte gewünscht, daß sie damals all ihr Phanodorm, das sie noch besaß, genommen und Schluß gemacht hätte. Sie hat ja auch geschrieben, daß sie das meinem Onkel nicht hätte antun wollen, weil ihm dann durch ihre Beerdigung so viel Arbeit entstanden wäre. Vielleicht wäre er dann nicht sofort zum Transport gekommen. Aber das kann man jetzt nicht mehr nachvollziehen.

E. Ries: Aber der denkwürdige Brief Ihrer Tante ist ja genau ein Jahr später - kurz vor dem 28. August 1942 - geschrieben worden, bevor der Zug in Friedrichsseggen abfuhr, der über Frankfurt ins Konzentrationslager Theresienstadt führte.

E. Dietz: Richtig.

E. Ries: Haben Sie noch einmal Kontakt zu Ihrer Tante in Friedrichsseggen bekommen?

E. Dietz: Nein, ich nicht. Aber meine Schwester ist noch zweimal dort gewesen.

E. Ries: Wo hat damals Ihre Schwester gelebt?

E. Dietz: In Bendorf-Sayn. Wir konnten ja in Bad Ems nicht mehr bleiben, weil wir dort überhaupt kein lebenswertes Umfeld mehr hatten und wie Luft behandelt worden sind. Wenn wir über die Straße gegangen sind und Personen gesehen haben, mit denen wir früher gut bekannt waren, gingen die an uns vorbei, als ob wir überhaupt nicht da gewesen wären.

E. Ries: Trugen Sie damals schon den Judenstern?

E. Dietz: Ich war nie in Ems mit Judenstern gewesen.

E. Ries: Das heißt, Sie wurden auch ohne äußere Zeichen geschnitten? Man kannte sie also ganz genau und wußte damit, daß Sie Juden waren?

E. Dietz: Nein, sie wußten: Das sind die Königsbergers. Die kannten ja alle.

E. Ries: Der gute Kontakt, den Sie vorher hatten, war also nun völlig beendet?

E. Dietz: Den gab's nicht mehr, der war total vorbei.

E. Ries: Nun bitte zurück zur Begegnung Ihrer Schwester mit Fanny Königsberger in Friedrichsseggen!

E. Dietz: Meine Schwester arbeitete damals in der jüdischen Heil- und Pflegeanstalt in Bendorf-Sayn, in der Jacoby'schen Anstalt. Sie hatte sich dort für Garten- und landwirtschaftliche Arbeit gemeldet. Sie ist zudem zur Pflege eingeteilt worden, was sie sehr ungern tat, weil sie mit psychisch Kranken überhaupt nicht umgehen konnte. Sie war ja auch noch viel zu jung gewesen; sie war vielleicht damals 17 oder 18 Jahre alt. Das war 1941.

Ich gehe noch einmal zurück auf 1938. Ich glaube, meine Tante hat sich niemals vorstellen können, daß ihr in einem - wie sie immer glaubte - kultivierten und zivilisierten Land wie Deutschland - zumindest hat sie das bis 1933 geglaubt - so etwas passieren könnte, wie es sich in der sogenannten „Reichspogromnacht“ in Bad Ems abgespielt hat.

Nach dem 9./10. November 1938 hörte ich dann von meinen Verwandten, daß das ganze Haus - außer der Wohnung unten, in die sich damals „Arier“ eingemietet hatten - verwüstet worden war. Es kamen Briefe und Telegramme an; wir haben von Berlin aus Lebensmittel geschickt, weil wir gedacht hatten, es würde den Menschen dort überhaupt nicht mehr gestattet werden, in Geschäfte zu gehen. Tatsächlich war es im Anfang so gewesen, und die Juden haben sich zunächst gar nicht mehr auf die Straßen getraut.

Es ist aber auch geschehen, daß in der Nacht Pakete vor unser Haus gelegt worden sind, Eßpakete von Emsern, von guten Bekannten wahrscheinlich. Da ich in Berlin festgehalten wurde, weil wir dort Kinder zu betreuen hatten - die Verhaftungswelle ging ja über ganz Deutschland - habe ich auch nicht so richtig mitbekommen, wie sich der Zustand meines Onkels Adolf Königsberger immer mehr verschlechterte, bis er sich schließlich entschloß, nach Bad Ems zu seiner Schwester zu reisen, um sich von ihr pflegen zu lassen.

Meine Tante hatte schon einmal meinen Onkel während des 1. Weltkrieges gesund gepflegt. Mein Onkel war ein absoluter Gegner des Militärs gewesen. Er war eingezogen worden und hatte sich überhaupt nicht an das Soldatenleben gewöhnen können. Er wurde wohl auch auf Grund seines Studiums von den einfachen Soldaten schikaniert. Er mußte die Latrinen reinigen, und das war seinem ästhetischen Gefühl so zuwider, daß er sich - so glaube ich - das Leben nehmen wollte. Jedenfalls wurde er damals beurlaubt. Meine Tante hatte sich sehr um ihn gekümmert. Er war wieder gesund, arbeitsfähig und ein positiv denkender Mensch geworden später als der Krieg zu Ende gewesen war.

Nun hat er sich vermutlich gedacht, daß sie ihm auch jetzt wieder helfen könnte. Er kam nach Bad Ems¹⁷⁾. Die Depressionen waren aber so weit fortgeschritten, daß er sich am 21.12.1938 aus dem Fenster unseres Hauses in Bad Ems stürzte und starb¹⁸⁾.

Das war für meine Tante ein fürchterlicher Schlag. Er war der jüngste Bruder gewesen, den sie ein bißchen aufgezogen hatte und auf den sie sehr stolz gewesen war, auch auf seine Karriere in Berlin. Das war schon ein ganz starker Schock, von dem sie sich wohl niemals wieder erholt hat. Sie wollte dann auch von sich aus nicht mehr weiterleben, hatte die trübsten Gedanken. Als ich damals nach Bad Ems kam, hat sie auch schon das Schlimmste vorausgesehen. Meine Mutter lebte noch und hat sich auch sehr bemüht, ihr bei diesem Schock zu helfen. Für meine Mutter war das ebenfalls ein schreckliches Erlebnis, denn die Selbsttötung spielte sich in unserem Hause ab.

Und dann kam auch noch im Jahre 1941 die Deportation nach Friedrichsseggen. Meine Mutter ist 1940 in einem Krankenhaus in Köln gestorben; in Bad Ems hatte man sie nicht aufgenommen. Danach bin ich 1941 nach Bad Ems gefahren und habe noch sehr viel mit meiner Tante gesprochen, die aber damals schon fürchterliche Ahnungen hatte. Ich habe immer dagegen geredet und gesagt, daß die schlimmen Nachrichten „Greuelpropaganda“ seien. Damit versuchten auch andere Juden, das Schreckliche herunterzuspielen. Aber im Grunde genommen rechnete meine Tante doch, daß etwas Fürchterliches passieren würde.

Ich war nur noch ein einziges Mal in Bad Ems; im Frühjahr 1941. Das war

noch vor der Zeit, in der man den Stern tragen mußte. Da sah ich meine Tante zum letzten Mal. Sie war ja sehr stolz und hat sich die bittere Zeit nicht anmerken lassen. Aber ich glaube, daß sie schon damals gebrochen war und eigentlich keinen Lebenswillen mehr hatte. Aber sie war auch noch nicht so weit, daß sie selbst Schluß gemacht hätte, indem sie Tabletten genommen oder sich auf eine andere Art entschlossen hätte, sich das Leben zu nehmen.

E. Ries: Was wissen Sie vom Transport Ihrer Tante von Bad Ems nach Friedrichsseggen und von ihrer Zeit dort?

E. Dietz: Nach Friedrichsseggen kam sie 1941 mit allen Juden, die noch in Bad Ems lebten, in kleine ganz primitive Häuser, und sie mußten - soweit sie dazu noch in der Lage waren - in dem dortigen Schieferwerk arbeiten. Meine Schwester hat sie und die anderen Verwandten zweimal in Friedrichsseggen besucht. Sie können sie ja selbst darüber fragen.

In Bad Ems habe ich irgendwann einmal erfahren, daß meine Tante am Tag ihres Abtransportes auf ein Pferdewerk vorne zum Kutscher gestiegen sei. Sie mußte damals ihr Elternhaus verlassen, in dem sie ihr Leben lang gewohnt hatte, bis sie 75 Jahre alt geworden war, und ich glaube, daß das für sie auch das Ende bedeutet hat. Ich glaube, daß sie jetzt



Louis Jessel mit Nichten Irmgard und Edith. Foto: E. Dietz.

überhaupt keinen Lebenswillen mehr hatte und sich einfach wie eine Puppe hat verschieben lassen. Wahrscheinlich besaß sie überhaupt nicht mehr die Kraft, den Mut oder den Willen, der ganzen Sache ein Ende zu setzen. Vielleicht haben ihr auch die Mittel gefehlt, die Schlaftabletten oder eine andere Gelegenheit.

Ich glaube, daß sie nicht mehr den

Wunsch hatte, unter diesen entwürdigenden und erniedrigenden Umständen weiterzuleben. Sie war immer eine stolze, intelligente und selbstbewußte Frau gewesen, und es ist bestimmt sehr schwer gewesen, in einem so hohen Alter die fürchterlichen Demütigungen hinzunehmen, ohne etwas dagegen sagen zu können. Denn sie mußte damit rechnen: hätte sie den Mund aufgemacht, wäre sie zusammengeschlagen worden. Diese Schmerzen hätten wahrscheinlich in keinem Verhältnis zu dem gestanden, was es gebracht hätte.

Mein Onkel Louis Jessel und meine Tante Flora Jessel, beide Geschwister meiner Mutter, wurden zusammen mit meiner Tante Fanny Königsberger, der Schwester meines Vaters, deportiert. Mein Onkel Louis, der immer sozial eingestellt war und sich auch schon vor der Deportation und vor den immer stärker werdenden antisemitischen Ausfallerscheinungen um seine jüdischen Mitbürger gekümmert hatte, wurde, soweit mir bekannt ist, zum Judenältesten in Friedrichsseggen ernannt und hatte so die Aufgabe, in vielen Fällen, die seine Mitgefangenen betrafen, sich mit der Gestapo auseinanderzusetzen. Das war bei Arbeitsunfällen, Krankheitsfällen und Sterbefällen der Fall gewesen. Er hatte auch die Möglichkeit, soweit es mir bekannt wurde, daß

er öfter als andere Friedrichsseggen verlassen konnte. Er hatte dann die Aufgabe, bei den Behörden die Dinge zu regeln, denn die Gestapo und die anderen Nazi-Organisationen brauchten ja jemand, der ihnen die Arbeit vorbereitete oder die Mitteilungen überbrachte, wenn irgendetwas passiert war.

Mein Onkel hat sich auch nachher sehr für seine Mitgefangenen eingesetzt und sich um

seine Schwester und Schwägerin gekümmert, im Rahmen seiner Möglichkeiten natürlich.

E. Ries: Liebe Frau Dietz, wie kamen Sie zu dieser Aussage als Zeitzeugin, und welche Wirkung wollen Sie damit erreichen?

E. Dietz: Sie haben mir vor einigen Tagen den Beitrag „Zur Jüdischen Geschichte in Rheinland-Pfalz“ gesandt

und mir geschrieben, daß Sie in Bad Ems den letzten Brief meiner Tante an eine sogenannte arische ehemalige Schulfreundin im Stadtarchiv gelesen haben und tief beeindruckt davon waren. Sie haben mir mitgeteilt, daß sie über diese Frau, deren Leben so schrecklich geendet habe, schreiben würden und baten mich um historisches Material.

Da ich nicht einfach etwas schreiben konnte und wirkliches Material - außer einigen Fotos - auch nicht besaß, sondern nur aus meinem Gedächtnis über das Leben, das ich mit meiner Tante teilweise im gleichen Haus verbracht hatte, berichten konnte, machte ich Ihnen den Vorschlag, in Form eines Interviews die Vergangenheit, das Leben der Emser Juden bis zur Deportation nach Theresienstadt, aufzuarbeiten. Aus diesem Grunde bin ich heute zu Ihnen nach Koblenz bzw. nach Oster-spai gefahren.

Dieses Zeugnis ist mir nicht leicht gefallen, denn ich habe schon sehr früh nach dem tragischen Geschehen die Geschichte meiner Tante selbst schreiben wollen, was mir aber nicht gelungen ist. Das Thema ist aufregend und niederdrückend für mich, und ich benötige einigen Abstand dazu. Deshalb haben wir uns geeinigt, eine Art Interview zu führen. So ist es mir leichter gefallen, mich zurückzuerinnern und über verschiedene Stationen aus dem Leben meiner Tante zu berichten.

Ich hoffe, daß ich mit der Darlegung des Lebens meiner Tante, das mit der Gesetzgebung für die Juden, mit ihrer Gleichberechtigung, begann und mit der absoluten Rechtlosigkeit endete, der heutigen Jugend vielleicht ein bißchen klarmachen kann, was es bedeutet, ausgeschlossen, verfolgt, gejagt und letztendlich vernichtet zu werden. Ich denke da auch an die vielen ausländischen Mitbürger, die wir jetzt in Deutschland haben, an die, welche von Deutschen als ungebetene Gäste angesehen werden, die von deutschen Jugendlichen gejagt werden, deren Häuser angezündet werden, die körperlich und seelisch gequält werden.

Ich möchte appellieren an die humanen Gefühle, die ja in jedem Menschen sind. Es soll sich jeder überlegen, daß er selbst in die gleiche Situation geraten könnte, wenn er in die gleichen äußeren Verhältnisse gelangen würde.

Ich bin dankbar, daß es mir möglich ist, im Rahmen eines solchen Beitrages gegen Fremdenhaß, gegen Ras-

sismus und gegen das Nichttolerieren des anderen Seins aufzurufen. Deshalb gehe ich heute in Schulen und lese den Schülern aus meinen beiden Büchern vor. Das erste handelt von der Zeit von 1933 -1942 in Deutschland und heißt „Den Nazis entronnen“. Das zweite („Freiheit in Grenzen“) schildert die Zeit von 1942 bis 1946 in der Schweiz, als ich dort selbst Flüchtling war. Vielleicht können die Jugendlichen dann besser mit- und nachempfinden, was es bedeutet, als nicht-gleichberechtigter Mitbürger in einem Land zu leben.

E. Ries: Sehr geehrte und liebe Frau Dietz, ich danke Ihnen sehr herzlich für Ihren sehr denkwürdigen Bericht.

Interview mit Frau Irmgard Jourdain geborene Königsberger, am 11. Februar 1994 in Koblenz

Elmar Ries: Frau Jourdain, berichten Sie bitte von Ihrem ersten Besuch bei Ihrer Tante Fanny Königsberger im Arbeitslager in Friedrichsseggen bei Lahnstein!

Irmgard Jourdain: Es war an einem Sonntag im Herbst 1941. Ich fuhr mit dem Zug von Bendorf-Sayn, wo ich in der jüdischen Jacoby'schen Heil- und Nervenanstalt vorwiegend in den Gartenanlagen arbeitete, nach Friedrichsseggen. Ich besuchte meine Tante Dei, meinen Onkel Louis und meine Tante Flora Jessel. Sie wohnten in einem kleinen Haus auf der rechten Seite der Straße. Rechts daneben lebte das Ehepaar Oppenheimer aus der Grabenstraße in Bad Ems. Unten im Häuschen meiner Verwandten befand sich die Küche, in der die Liege für meine Tante stand, auf der sie viele schlaflose Nächte verbringen mußte. Es führte eine Treppe ins obere Stockwerk, wo nur zwei Betten für Louis und Flora zu sehen waren. Sonst war das Häuschen leer. Es hatte auch keinen Wasseranschluß. Auf der Straße gab es eine Pumpe, an der sich alle zu bedienen hatten. Die beiden Jessels mußten im Altwarenlager arbeiten; Dei brauchte es nicht, denn sie war mit 75 Jahren schon zu alt dafür. Sie mußte das Häuschen versorgen.

E. Ries: Welchen Eindruck machte Ihre Tante bei diesen Besuchen auf Sie?

I. Jourdain: Dei war zutiefst traurig

und deprimiert. Sie schimpfte auf die Naziherrschaft und beklagte laut, daß es viel zu wenig Lebensmittel gab. Ihr späteres Schicksal war ihr noch nicht bekannt. Sie war damals noch im Glauben, längere Zeit in Friedrichsseggen verbringen zu müssen.

E. Ries: Was haben Sie von Louis und Flora Jessel erfahren?

I. Jourdain: Onkel Louis war sehr geschickt im Organisieren für andere. Wenn es um seinen eigenen Vorteil ging, hatte er große Angst und war sehr vorsichtig. Viele wandten sich ratsuchend an ihn. Um ihnen etwas zu erledigen, fuhr er öfter nach Niederlahnstein und Koblenz.

Bei meinem zweiten Besuch in Friedrichsseggen - daran erinnere ich mich genau - kannte ich bereits den Weg zur obengelegenen Siedlung. Es muß im Frühjahr 1942 gewesen sein. Die miserable Lebenssituation der jüdischen Zwangsarbeiter hatte sich nicht geändert.

Dei war weiterhin zutiefst depressiv, hoffnungslos gestimmt. Sie litt damals unter wahnsinnigen Kopfschmerzen. Sie hatte sich in mehreren Jahren an das Schlafmittel Phanodorm gewöhnt und konnte es in Friedrichsseggen kaum noch bekommen.

E. Ries: Welche Beziehung hatten Sie zu Ihrer Tante Dei?

I. Jourdain: Mein Verhältnis zu ihr war eigentlich wie das zu meinen Eltern, ein sehr gutes. Meine Schwester Edith war allerdings ihr Lieblingskind und mehr mit ihr zusammen gewesen. Im Gegensatz zu ihr wollte ich lieber draußen im Freien spielen.

Dei war eine sehr intelligente und resolute Frau. Sie zeichnete sich durch hervorragende Fremdsprachenkenntnisse aus. Wenn es ums Lernen ging, kannte sie keinen Spaß. Das mußte ich zuweilen beim Französischunterricht erfahren, den sie mir erteilte. Meine Tante konnte ausgezeichnet kochen. Sie backte uns auch jedes Jahr zu Weihnachten viele gute Plätzchen. Sie las uns Kindern gerne aus „Der Gartenlaube“ vor.

Ich habe meine Tante in sehr guter Erinnerung.

Der letzte Monat von Fanny Königsberger

Was wissen wir von den letzten Tagen dieser ehemaligen Bürgerin aus Bad Ems?

Was hatte sie noch vom Leben zu erwarten, nachdem sie ihren „festen

Entschluß, Schluß zu machen und ihr Grab in Ems zu beziehen“, aus Rücksicht auf ihre Verwandtschaft aufgegeben hatte?

Vor allem war für sie die Deportation nach Theresienstadt zu plötzlich gekommen, und sie hatte die Familienbilder noch nicht bergen können. als „Pechvogel“ bezeichnete sie sich selbst, weil sie noch lebte. Sie hatte schließlich schon ihre sämtlichen Wollsachen und letzten Besitztümer verschenkt.

Trotz ihrer Verzweiflung ob dieses „Mißgeschicks“ ist ihr Abschiedsbrief von Sorge um ihre Mitmenschen geprägt. Ihrer Freundin vermachte sie noch ihr bewährtes medizinisches Rezept, fügte genaue Anweisungen hinzu und grüßt ihren ehemaligen Arzt Dr. Bartels freundlich.

Wie bedeutungsvoll und voraussehend sind ihre letzten Abschiedsworte: „ein herzliches, inniges Lebewohl“ und „ich werde Euch wohl nicht wieder sehen!“

Was stand der Schreiberin dieser bewegenden Zeilen noch bevor? Unter welchen Umständen ereignete sich der Abtransport der jüdischen Mitbürger von Friedrichsseggen nach Theresienstadt?

Die Aufforderung zur Deportation am 28. August 1942 - es war die 2. für diesen Ort; die erste hatte am 10. Juni stattgefunden - war für die Opfer sehr niederschmetternd gewesen. Denn der Bürger C.D. aus Eltville, ein ehemaliger Bahnrat, der bis zu seiner Dienstenlassung gar nichts von seiner jüdischen Abstammung gewußt hatte, stürzte sich noch am gleichen Tage in den Rhein und ertrank¹⁹⁾.

Der heute in Friedrichsseggen sehr angesehene Bürger Rupert Egenolf erinnert sich noch ganz genau an den Tag des Abtransports der jüdischen Zwangsarbeiter am 28.8.1942.²⁰⁾

Seine Familie hatte damals neben dem Bahnhof gewohnt, und seine Mutter hatte ihn mit seinen Geschwistern auf den Speicher geführt, um die historische Szene beobachten zu können. Gleichzeitig hatte sie ihnen aufgetragen, für diese unschuldigen Opfer Rosenkränze zu beten.

Ganz genau erinnert sich Herr Egenolf an folgenden Verlauf: „Es war an einem Nachmittag zwischen 14 und 16 Uhr, denn ich war bereits aus der Schule zurückgekehrt und hatte schon meine Hausaufgaben angefertigt. Ich sah den Trauerzug der jüdischen Menschen sich dem Bahnsteig nähern; abgemagerte und verängstigte Gestalten wa-

ren es. Sie hatten keinerlei Hoffnung und auch keine Chance, sich irgendwie wehren zu können. Einheimische waren zur Bewachung eingeteilt worden, auswärtige SS-Leute kontrollierten streng den Zug. Etwa eine halbe Stunde mußten diese bemitleidenswerten Menschen auf dem Bahnsteig warten. Es waren vorwiegend alte Menschen. Sie trugen nur armselige kleine Koffer und Taschen. Mir fielen ein Mädchen mit schönen langen Zöpfen und ein Junge mit einer Zipfelmütze besonders auf. Ich sah etwa ein Dutzend Kinder unter der ziemlich großen Menge. Insgesamt herrschte eine lähmende Stille auf dem Platze. Als endlich der Zug einlief, wurden die Menschen mit Faust- und Gewehrkolbenschlägen in die Abteile der Personenwagen gestoßen. Es tat weh, die Brutalität der Wachmannschaft mitanzusehen zu müssen. Eine solche Eile war gar nicht angebracht gewesen, denn der Zug stand noch einige Zeit. Laut ging es jetzt zu; einheimische Bevölkerung stand herum, meist Frauen und Kinder. Einige klatschten sogar vor Freude in die Hände und schrien „bravo“. Eine besondere Szene fällt mir noch ein. Beim hastigen Einsteigen in einen Wagen sprang einer älteren Jüdin der Koffer auf, und sein Inhalt fiel auf den Bahnsteig. Sie wollte eilig den Koffer wieder füllen, aber ein SS-Mann hinderte sie daran. Sie konnte nur wenige ihrer Habseligkeiten ergreifen. Der kleine Koffer blieb draußen auf dem Bahnsteig liegen.“²¹⁾

Das waren die letzten Eindrücke von ihrer „Heimat“, welche die jüdischen Mitbürger des Rhein-Lahn-Kreises und des Westerwaldes auf ihre letzte Reise in den Tod mitnahmen.

Das war auch der Abschied der fast 76jährigen Fanny Königsberger. Zu ihrer letzten Lebensstation wurde das „Konzentrationslager Theresienstadt“ in Böhmen. In diesem Ghetto hatte man vor allem alte Menschen, Gebrechliche und Inhaber von hohen Kriegsauszeichnungen untergebracht, die man nicht ohne weiteres in den Vernichtungslagern ermorden wollte.²²⁾ Theresienstadt war für Hunderttausende von Opfern nur das Durchgangslager zu diesen Mordstätten gewesen. Und doch fanden zehntausende Menschen auch in Theresienstadt ihren Tod. So auch Fanny Königsberger. Sie starb dort am 24. September 1942, wie es das „Gedenkbuch“ des Bundesarchivs Koblenz offenbart.²³⁾

Es ist wohl sehr gut, daß wir nichts Näheres über ihre Todesursache wis-

sen, daß ihr Tod ein Geheimnis für uns bleiben wird.

Nur an ihrem Todesdatum gibt es geringe Zweifel. Denn eine Postkarte ihres Schwagers Louis Jessel, der mit seiner Schwester Flora auch am 28.8.42 nach Theresienstadt deportiert worden war, ist erhalten. Darauf schrieb er am 24. Mai 1943: „Unsere Schwester Flora und Schwägerin Fanny sind gestorben.“

Von seiner Schwester wissen wir, daß sie am 22. März 1943 auch in Theresienstadt verstarb.²⁴⁾

*Theresienstadt 24.5.43
L 408*

*Mein Lieber!
Hoffe dich alle quod sich
ich fühle mich wohl.
Unsere Schwester Flora und
Schwägerin Fanny sind ge-
storben. Nicht nur Pechete
kommen hier an sind werden
weggeführt und kommt die
geliefert.
Bewarte ma dich meine
Lieber ein Lebenszeichen.
Jungfr. Louis Jessel*

Karte von Louis Jessel vom 25.5.1943
aus dem KZ Theresienstadt.
Abb.: Stadtarchiv Bad Ems.

Die Karte ihres Bruders Louis Jessel vom 25.5.43, der leider am 15. Juli 1944 in Theresienstadt sein Leben lassen mußte, muß allerdings nicht bedeuten, daß seine Schwägerin Fanny kurz zuvor erst gestorben ist. Der Briefkontakt aus den Konzentrationslagern war sehr schwierig und vor allem zu meist indirekt.

Wir können nur hoffen, daß Fanny Königsberger bereits am 24. September 1942, rund 3 Wochen nach ihrer Einlieferung in Theresienstadt, von ihrem Leidensweg befreit worden ist, denn ein Leben unter solch menschenunwürdigen Verhältnissen muß für diese 76jährige Frau ein Martyrium gewesen sein.

So wahnsinnig und inhuman waren damals die Zeitumstände gewesen, für die deutsche Menschen verantwortlich waren, daß wir einer ehren- und ver-

dienstvollen Frau, wie es Fanny Königsberger zweifelsohne gewesen ist, einen früheren Tod wünschen.

Noch nicht einmal ein persönliches Grab hat man ihr gegeben. Irgendwohin wird man ihre Asche zerstreut haben, nachdem man ihre Leiche verbrannt haben wird.

Wer die jüdischen Totengebräuche kennt, weiß, welche zusätzlicher Schmerz es den Hinterbliebenen bereitet, nicht am Grabe ihrer Ahnen das traditionelle „Kaddisch“, ihr Totengebet, das ein einziger Lobpreis auf Gott ist, sprechen zu können, zu dem sie durch ihre Religion verpflichtet sind.

Wer den jüdischen Friedhof in Bad Ems besucht, wird dort unterhalb der Grabsteine der Familie Königsberger eine Gedenktafel mit folgender Aufschrift vorfinden:

„Zum Gedenken!
Fanny Königsberger geb. 1866



Jüdischer Friedhof Bad Ems. Pressebild Heyden, Bad Ems.

Flora Jessel geb. 1886

Louis Jessel geb. 1872

Umgekommen in Theresienstadt“

Es ist ein Gedenkstein, kein Grabstein, der an unschuldige ehemalige jüdische Mitbürger erinnert.

Sie - und ihre Familien, seit Jahrhunderten hier lebend - dürfen nicht umsonst gelebt, gewirkt und geliebt haben zum Segen unseres Landes und der Stadt Bad Ems - und vor allem nicht umsonst gestorben sein. Ihr Opfertod muß uns Nachgeborenen des Tätervolkes eine stete Verpflichtung und Mahnung sein, der Gefährdung des Menschen, im Nachbarn nicht mehr den Mitmenschen zu erkennen jeder-

zeit ganz entschieden entgegenzutreten.

Ein weiser jüdischer und uns Hoff-



Jüdischer Friedhof Bad Ems. Pressebild Heyden, Bad Ems.

nung gebender Spruch lautet:

„Das Geheimnis der Versöhnung heißt Erinnerung“

Nach jüdischem Gedankengut lebt der Verstorbene solange auf Erden weiter, wie er in der Erinnerung seiner Hinterbliebenen lebendig bleibt.

Fanny Königsberger und ihre Familie müssen weiterleben, wir dürfen sie und ihr deutsches Schicksal nicht vergessen.

In der gemeinsamen Bibel der jüdischen und christlichen Religion steht im 8. Kapitel des Jeremias in Vers 23: „Denn Tag und Nacht beweine ich die Erschlagenen der Tochter, meines Volkes“

Anmerkungen:

- 1) Dokumente zur Jüdischen Geschichte von Bad Ems; Stadtarchiv Bad Ems.
- 2) Brief vom 14. Januar 1994.
- 3) Telefonanruf von Frau Edith Dietz vom 16. Januar 1994.
- 4) Die Autorin übergab mir an diesem 11.2.94 die Dokumentation bestehend aus:
 - dem Titelblatt: „Die Kugel - ein Märchen und der Brief“ von Edith Dietz, Karlsruhe, 5.5.1992-
 - einem 3seitigen Vorwort,
 - dem 14seitigen Märchen „Die Kugel“
 - der 2seitigen Kopie des Originalbriefes von Fanny Königsberger mit der Kopie der Vorderseite des dazugehörigen Brief-

umschlages

- Die Übertragung dieses Briefes in Maschinenschrift, vorgenommen von ihr selbst.

5) vgl. Artikel „Harte Arbeit, dürftige Kost - Elmar Ries zeichnet die Geschehnisse nach“ in der Rhein-Lahn-Zeitung vom 26. August 1992, Seite 15.

6) Gespräch des Autors mit der Überlebenden Hilde Emmel am 26.2.1994 in Oberlahnstein.

7) gleiches Gespräch mit Hilde Emmel.

8) vgl. Gespräch mit Siegfried Herber am 27.8.1992 in Friedrichsseggen.

9) vgl. Zeitungsartikel „Harte Arbeit, dürftige Kost“ a.a.O..

10) Gespräch mit Siegfried Herber am 27.8.1992 und Bestätigung durch Hilde Emmel am 26.2.1994.

11) Gespräch mit ihr am 8. August 1992 in Niederlahnstein.

12) Artikel „Harte Arbeit, dürftige Kost“ a.a.O..

13) Der „Jom Kippur“ (hebräisch), der „Versöhnungstag“ ist für die jüdischen Gläubigen der höchste und persönlichste Feiertag, dessen Anspruch sich kaum jemand entziehen kann. Er wird als Fasttag mit größtem Ernst begangen; viele Beter tragen bei dem den ganzen Tag über währenden Gottesdienst ihre weißen Sterbegewänder unter ihrer Kleidung. vgl. „Was jeder vom Judentum wissen muß“, hrsg. v. A.H. Baumann, Gütersloh 1990, Seite 74.

14) Der Sabbat (hebr. Shabbat) ist für die gläubigen Juden der 7. Tag der Woche, der Ruhetag zur Erinnerung an das Ruhes Gottes nach der Erschaffung der Welt und an den Auszug aus Ägypten. Er ist der Höhepunkt der jüdischen Woche. Vor Beginn des Sabbat zündet die Hausfrau zwei Sabbatlichter an; vor dem Sabbatmahl am Freitagabend segnen die Eltern ihre Kinder und sprechen das Kidusch-Gebet. vgl. „Kleines Lexikon des Judentums“, hrsg. v. Johann Maier und Peter Schäfer, Konstanz 1981, Seite 263.

15) Es galt das Verbot, die Stadtgrenze in einer Entfernung von mehr als 2000 Ellen zu verlassen. Orthodoxe Juden verbieten z. B. heute noch das Autofahren am Sabbat; vgl. „Kleines Lexikon des Judentums“, a. a. O. Seite 263. So wird es auch heute noch als eine Provokation empfunden, wenn man am Sabbat durch das orthodoxe Viertel Mea Shearim in Jerusalem fährt; es besteht dann die Gefahr, mit Steinen beworfen zu werden.

16) Dreyfus-Affäre: Der jüdische Hauptmann im französischen Generalstab Alfred Dreyfus war 1894 zu Unrecht wegen Landesverrats zu lebenslänglicher Deportation, 1899 zu 10 Jahren Festung

verurteilt und dann begnadigt worden. Erst 1903 war er freigesprochen und 1906 rehabilitiert worden. vgl. Der Große Herder, Band 3, Freiburg 1957, Seite 43.

17) Das war kurz nach der Reichspogromnacht im November 1938 gewesen. In beiden Stockwerken der Familie Königsberger waren die Wohnungen total zerstört und die Familienbilder zerhackt worden. In diese niederdrückende Atmosphäre war der seelisch Kranke gekommen. vgl. Edith Dietz, Den Nazis entronnen, Frankfurt/Main 1990, S. 23 und S. 24.

18) Edith Dietz beschreibt dieses entsetzliche Familiendrama in ihrem Buch „Den Nazis entronnen“ auf Seite 24. Damit wir in etwa nachempfinden können, was Fanny Königsberger dabei erlitten haben muß, gebe ich folgenden Ausschnitt wieder:

„Es war Dezember, drei Tage vor Weihnachten, und es lag hoher Schnee. Sie ahnte nichts Gutes. Mit pochendem Herzen ging sie zum Fenster.

Ihre Ahnung wurde zur fürchterlichen Gewißheit. Mein Onkel hatte sich durch das schmale Abortfenster gezwängt und auf das Blechdach gestürzt. Meine Tante rannte die zweieinhalb Stockwerke hinunter und mußte meinen Onkel regelrecht aus dem Schnee graben. Der Körper war nicht sehr verstümmelt, aber der Kopf war vollkommen zerschmettert und das Gesicht kaum wiederzuerkennen. Die Schädeldecke war durch den harten Aufschlag zersprungen und das Gehirn herausgespritzt. Ich wurde telegraphisch verständigt und nach Hause gerufen. Diese Tage werde ich nie vergessen: meine Tante, die sich dauernd das Leben nehmen wollte, die demolierte Wohnung, ein Raum voll aufgestapelter Trümmer, die Leiche, das verschneite Blechdach, im weißen Schnee die frischen Blutspuren und Fetzen des Gehirns.“

19) vgl. Artikel „Von Friedrichsseggen in die Konzentrationslager“ von Elmar Ries in „Rhein-Lahn-Zeitung“ vom 27. August 1992, Seite 17.

20) Ausführliches Gespräch mit ihm am 10.8.1992 in Friedrichsseggen.

21) Rupert Egenolf in Zeitungsartikel „Von Friedrichsseggen in die Konzentrationslager“ a. a. O..

22) vgl. „Holocaust und die Juden von Bad Ems“ von Hans-Jürgen Sarholz, Bad Ems Oktober 1988, Seite 47.14.

23) „Gedenkbuch“ des Bundesarchivs Koblenz 1986 „Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 - 1945“ Band 1, Seite 761.

24) „Gedenkbuch“ des Bundesarchivs Koblenz 1986, Band 1; Seite 659.